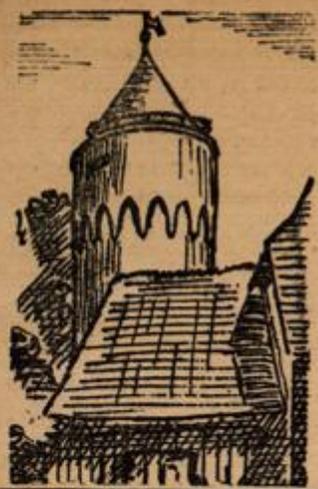


Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Ettlinger Zeitung. 1949-1973 1949

5 (1.12.1949)



Der Lauerturm

Beiträge zur Heimatgeschichte und Volkskunde

*

Herausgegeben vom Albgau-Museum
und der Ortsgruppe Ettlingen des Landesvereins Badische Heimat

1. Jahrgang Beilage zur „Ettlinger Zeitung“ Dezember 1949 Nr. 5

Justus Reuber 1598 Vogt in Ettlingen

Justus Reuber, der Verfasser des Werkes „Veterum Scriptorum olim editorum“), wurde am 16. August 1542 im Paderbornischen Bistum in Westfalen geboren. Sein Vater hieß gleichfalls Justus Reuber, seine Mutter Anna von Bannenberg. Er erhielt eine gute Erziehung, widmete sich der Jurisprudenz und besuchte zur Erweiterung seiner Kenntnisse Italien und Frankreich, wo er sich namentlich auf der Universität in Valence längere Zeit aufhielt. In Italien hatte er die Bekanntschaft des Caspar von Seidlitz gemacht, mit dem er sich enger anfreundete und auf dessen väterlichem Gute Strusa in Schlesien er nach seiner Rückkehr aus der Fremde mit seinem Freunde schöne Tage verlebte. Nach Erlangung der Doktorwürde (auf welcher Universität ist nicht bekannt) wandte er sich nach Speyer und wurde dort als Anwalt beim Reichskammergericht zugelassen. Hier galt Reuber bald als einer der besten und gesuchtesten Verteidiger, so daß er im Jahre 1574 von Kurfürst Friedrich III. als Rat an dessen Hof nach Heidelberg berufen und dort mit den schwierigsten Rechtsfragen betraut wurde. Auch unter den Nachfolgern Friedrichs III., unter Ludwig VI. und Johann Casimir, wurde sein Rat sehr geschätzt und es wurde ihm zuletzt sogar das Kanzleramt übertragen. Als nach Johann Casimirs Tode 1592 Friedrich IV. die Zügel der Regierung ergriff, mußte auch Reuber sein Amt niederlegen. Aus welchen Ursachen dies geschah, ist nicht bekannt. So ging er im folgenden Jahre nach Straßburg. Dort waren zwischen den der neuen Lehre anhängenden Herren des Domkapitels und den Altgläubigen Streitigkeiten ausgebrochen, bekannt unter dem Namen „Bruderhöfische Händel“ (Näheres darüber siehe Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß, Bd. 3, S. 75—80), in denen Reuber die Interessen der ersteren mit großem Geschick verfocht. Auch der Magistrat von Straßburg, der auf der Seite der neugläubigen Domherren stand, bediente sich seines Rates. Im Jahre 1598 berief ihn der baden-durlachische Markgraf Ernst Friedrich in sein Land und übertrug ihm die Stelle eines Präfekten (Vogt, Amtmann) in Ettlingen.

Diese Vertrauensstellung, die in die Zeit der Besetzung der Markgrafschaft Baden-Badens durch die protestantischen Durlacher fällt, erforderte viel Geschick und Takt, Eigenschaften, die man nach der bisherigen Tätigkeit Reubers wohl bei ihm voraussetzen durfte. Aber auch zu repräsentativen Missionen wurde Reuber verwendet. So wird berichtet, daß er im Jahre 1602 als Gesandter nach Straßburg ging, um an den Exequien für den Herzog Franz von Braunschweig-Lüneburg teilzunehmen, der das Amt eines Domherrn von Köln und Straßburg begleitet hatte und durch einen tödlichen Sturz im Renchener Loch im Bache Rench ums Leben gekommen war.

Als die Last der Jahre ihm beschwerlich wurde, zog sich Reuber auf sein Landgut in Gau-Odernheim in Hessen zurück. Dort starb er am 17. Juni 1607. Reuber war verheiratet mit Elisabeth Sprenger, der Tochter des Heidelberger Kirchenrats Wendelin Sprenger und der Katharina Hecht. Er hinterließ einen Sohn, Justus Konrad, der ihn aber nur um ein Jahr überlebte. Zwei andere Kinder, Elisabeth, gest. 1580, und Johann Bernhard, gest. 1582, waren ihm im Tode vorausgegangen.

Reuber galt als ein Mann von reichem Wissen und großer Unbescholtenheit, der nach seinen eigenen Worten lieber gut sein als scheinen wollte. Er befaßte sich viel mit geschichtlichen Studien. Sein Werk, eine Sammlung von Werken alter Geschichtsschreiber, hat drei Auflagen erlebt. Es war in erster Auflage 1584 in Frankfurt a. M. und in zweiter Auflage 1619 in Hannover erschienen.

Die Grabschrift in Gau-Odernheim ist noch vorhanden. Außerdem befindet sich dort noch eine Grabplatte mit dem leider zerstörten Wappen Reubers (ein aufsteigender Fuchs) sowie seiner Großeltern und Urgroßeltern. Die Umschrift auf diesem Stein lautet: Der edel und vest Jost Reuber von Enger starb alhier den 17. Tag Juny anno 1607. K.S. ✓

*) 2 Bände. Herausgegeben von Georg Christian Joannis 1726 (im Albgau-Museum ausgestellt).

Ettlingen im Vormärz

Im Albgau-Museum befindet sich ein Bild mit dem Titel
Der Gänshirt A. Greule im Wahlkampf der Stadt Ettlingen

Es ist eine Lithographie gezeichnet von J. Schütz im Jahre 1846. Wir sehen darauf den Gänshirten, begleitet von seinem Hund und umgeben von einer großen Schar

von Gänsen. Das Schützenkreuz im Hintergrunde und ein Wegweiser mit der Aufschrift: Straße nach Spessart und Schöllbronn bezeichnen näher die Örtlichkeit. In

strammer, fast militärischer Haltung steht unser Gänshirt, ein großer schlanker Mann von etwa 60 Jahren, vor uns. Mit seinem rechten Arm drückt er liebevoll eine Gans, wohl den Getter (Gänserich), an seine Seite und in der linken Hand hält er eine Peitsche, einen Stock und ein kleines Signalpfeifchen. Unter dem großen Schild seiner Kappe lugen aus einem bartlosen Gesicht zwei ein wenig scheu blickende Augen hervor und ein strenger Zug um den Mund verrät den Eigensinn dieses alten Ettlingers, der unter allen Umständen „dagegen“ ist. Im Knopfloch seines kurzen Spencers prangt die Sankt Helenamedaille¹⁾, die ihm als Teilnehmer an den napoleonischen Feldzügen verliehen worden war.

Unter dem Bilde steht folgende Schrift:

„Der radicale Gemeinderath: Greule! Ihr werdet doch bei den Wahlen für uns stimmen!“

Der treue Gänshirt: Nein Herr Rath, ich halte an meinem alten Glauben und bleibe treu meinem Fürsten.

Der radicale Gemeinderath: Ihr Leute wißt nicht, um was es geht: es geht nicht um die Religion, sondern wenn ihr die alten Landstände nicht mehr wählt, so kommt eine Steuererhöhung.

Der treue Gänshirt: Die Steuererhöhung macht mir nichts. Ich habe nichts, versteure auch nichts.

Der radicale Gemeinderath: Greule, stimmt ihr nicht mit dem Gemeinderath, so thut der euch von euerem Dienst.

Der treue Gänshirt: Das thut nichts, da müßt ihr mich aus der Stadtkasse erhalten. So, hab't schon gehört. Ich bin ein alter Soldat, meinem Glauben bleib ich treu und meinem Fürsten.“

Dieser Darstellung liegt folgende Begebenheit zugrunde. Im Frühjahr 1846 fanden im Großherzogtum Baden Neuwahlen zum Landtag statt. In Ettlingen kandidierten für die Radikalen oder Demokraten der als Freiheitsmann wohlbekannte Sonnenwirt Philipp Thiebauth und für die regierungsfreundliche oder servile Partei der Altbürgermeister Ullrich²⁾. Die politische Atmosphäre war schon in den der 48er Revolution vorausgehenden Jahren, des sog. „Vormärz“, mit viel Zündstoff geladen und der Wahlkampf war daher überaus heftig. Er wurde auch, wie aus obigem Gespräch zwischen dem radikalen Gemeinderath und dem treuen Gänshirt hervorgeht, zuweilen mit mehr oder weniger anfechtbaren Mitteln geführt. Doch der „treue Gänshirt“ muß wohl noch viele Gesinnungsgenossen gehabt haben,

denn es gelang dem Sonnenwirt Thiebauth trotz seiner Popularität nicht, die Mehrzahl der Stimmen im Wahlbezirk auf sich zu vereinigen, und der Altbürgermeister Ullrich zog als Gewählter in den Landtag ein. Die Standhaftigkeit des Greule wurde daraufhin belohnt, indem ihm seine Parteiliebe einen silbervergoldeten und mit „bedeutender Gabe“ angefüllten Becher verehrten, aus dem er fortan Sonntags sein Schöppllein Wein zu trinken pflegte.

Ist es schon bemerkenswert, daß die Treue des Greule die Veranlassung war, sein Bild und seine Worte durch eine Lithographie der Nachwelt zu überliefern, so ist es noch mehr die Tatsache, daß sein Verhalten sogar im Landtag zur Sprache kam. In den Landtagsberichten jener Zeit³⁾ lesen wir nämlich, daß mehrere sich widersprechende Petitionen wegen der Vorgänge bei der Ettlinger Wahl vor das Hohe Haus gekommen waren und daß ihre Gültigkeit erst nach vierstündiger äußerster lebhaften Debatte mit 38 gegen 22 Stimmen ausgesprochen wurde, eine Entscheidung, heißt es dann wörtlich weiter, „die zum ersten Male zeigt, daß die Kammer verspricht, moralisch eine andere zu werden, denn der Bezirk, den der Volkspapa (!) von Itzstein seit Jahren vertreten hat, wählte den Altbürgermeister Ullrich, der morgen auf der rechten Seite Platz nehmen wird.“

Ein Zwischenfall fand bei dieser politisch und religiös sehr bewegten Wahl statt, der auf recht sprechende Weise zeigt, in welchem Umfange der constitutionelle Radicalismus seine Herrschaft ausgedehnt hat.

Der alte arme Gänshirt Augustin Greule von Ettlingen ist jeder Versuchung, allen Drohungen und sogar der Erklärung, den Dienst zu verlieren, wenn er nicht mit den Bewegungsmännern stimme, widerstanden und, seinem katholisch-monarchistischen Grundsätzen gemäß der überall verlassenen Regierungspartei treu geblieben.

Diese Erscheinung ist in Baden so unerhört, daß der gute Greule nun bebeckert und sonst unterstützt werden soll.“

K.Sp.

¹⁾ Napoleon I. hatte während seiner Gefangenschaft auf der Insel St. Helena testamentarisch bestimmt, daß die Mitkämpfer seiner Schlachten eine Medaille erhalten sollten. Sie zeigt auf der Vorderseite das Bild des Kaisers und auf der Rückseite die Inschrift: Campagnes de 1792—1815. A ses compagnons de gloire sa dernière pensée. Ste. Hélène 5 Mai 1821.

²⁾ Jakob Ullrich von 1831—36 und 1839—45 Bürgermeister von Ettlingen war geboren 4. 8. 1796 und starb 6. 7. 1861.

³⁾ Die badischen Landtage von 1845 und 1846. Tagebuch eines unbeteiligten Beobachters K. M. v. K. Stuttgart. Adolf Bechers Verlag 1847.

Berthold Waßmer 30 Jahre im Dienst der Musica sacra

Am 1. Januar 1950 sind drei Dezennien verflossen, seit Berthold Waßmer, Stadtorganist und Chordirigent an der Herz-Jesu-Kirche Ettlingen als Nachfolger des Stadtorganisten Franz Decker sen. seinen Dienst antrat. Rechnet man seine Lehrer- und Organistentätigkeit in Bernau bei St. Blasien hinzu, so feiert er sogar ein 40-jähriges Jubiläum im Dienst der Kirchenmusik. Ganz abgesehen davon, daß jeder verantwortungsbewußte Kirchenmusiker als Mittler sakraler Musik ein nicht zu übersehendes Stück volkserzieherischer Arbeit leistet, nimmt B. Waßmer unter den badischen Berufskollegen eine Sonderstellung ein. Gehört er doch als produktiver Kirchenkomponist gerade auf dem Lande und in kleinen Städten zu den meist gesungenen, wie schon die „Kirchenmusikalische Statistik der Erzdiözese Freiburg 1928“ feststellte. Diese volkstümliche Rangstellung fällt nicht in den Schoß; sie will mit viel Fleiß und

noch mehr Können erarbeitet sein. Überblickt man das Werkverzeichnis, das bereits bei op. 86 angeht, so zählt man allein 13 Messen leichter und mittlerer Schwierigkeitsgrade, dazu eine Mannigfaltigkeit von Liedern, Männer-, Frauen- und gemischten Chören für alle Feste des Kirchenjahres und für alle liturgischen Gebrauchszwecke. In der Abgeschiedenheit seines Schwarzwaldorfchens als junger Lehrerorganist empfand er besonders den Mangel an handwerklich gediegenen und doch leicht ausführbaren Messen und Liedern. Hier half sich seine angeborene Musikantennatur selbst und in den rund 10 Jahren seiner Landchorpraxis wuchs Waßmers „ehrliches Bestreben, durch eine leichte und würdige Schreibweise einfachen Chören gute und brauchbare Kirchenmusik zu geben“, wie einer seiner Rezensenten schon 1927 im „Katholischen Kirchenmusiker“ schrieb. Waßmer schreibt im besten Sinne Gebrauchs-

musik „aus der Praxis — für die Praxis“. Hier haben wir die eine Ursache, die seine weite Verbreitung erklärt. Thematische Volkstümlichkeit, ohne der Gefahr der Seichtheit zu erliegen, leichte Sangbarkeit unter guter Ausnutzung der klingenden Stimmlagen und gediegenes Handwerk zeichnen schon sein frühestes Messeopus 7, St. Blasius geweiht, aus. Waßmer ist musikalischer Autodidakt. Solide musiktheoretische Grundlagen gaben ihm drei Jahre Lehrerseminar in Ettlingen unter Rahner und Hofmeier mit auf den Weg. Dann ging es gleich in die Praxis und das war vielleicht für die Art und Stärke seiner Begabung gut so.

Vergleicht man, wie er allmählich über op. 40 Missa „Sancta Dei Genitrix“, op. 42 St. Johannismesse, op. 43 Missa „O Engel rein“ seinen ersten Höhepunkt in seiner Festmesse op. 50 „Laudate Dominum“ erstieg, die nicht nur Gott, sondern auch ihren Meister lobt, so staunt man, wie der Komponist dieser weitverbreiteten Messen in einem Zeitraum von knapp 10 Jahren sich satztechnisch und in der Beherrschung aller musikalischen Gestaltungsmittel durch emsiges Selbststudium vervollkommnet hat. Gewiß ist er darin Griesbacher, dem er sie widmete, und seiner Regensburger Schule stilistisch verpflichtet, der ihm immer wieder Mut gemacht hat, wenn engherzige Kritik an dem und jenem herummäkelte. Sie zeigt schon alle Vorzüge, die seine Übergangs- und späteren Werke auszeichneten: Kirchlich würdige Messekompositionen, die sich auch zeitlich in den liturgischen Rahmen eines Hochamtes einfügen; nicht immer große, aber stets edle und verinnerlichte, aus dem hohen Geiste des Messetextes entwickelte Thematik; einen Chorsatz und Stimmenfluß unter wirksamster, oft effektvoller Ausnutzung aller Stimmittel und Lagen; sie ist infolgedessen bei Teilung zu Doppelchörigkeit oder bei a capella-Stellen oft von großer Klangpracht. Dazu tritt ein zur Untermalung alle Register ausnutzender, nie deckender aber zu glänzenden Steigerungen benutzter Orgelsatz. Kein Wunder, daß gerade dieses 50. Jubiläumsopus in Kritik und Aufführungszahl durchschlug.

Über opus 51 Missa „Panem Angelorum“, in der er, wie schon in der Engelsmesse Motive und Motivteilchen eines beliebten Kirchenliedes als Aufbauelement in gediegener, zum Teil polyphoner Arbeit wirksam auswertet, führt ihn seine Entwicklung folgerichtig zum zweiten Höhepunkt seines kirchenmusikalischen Schaffens, zu seiner volkstümlichen Weihnachtsmesse op. 60, worin ihm, nach seinen eigenen Begleitworten die gleiche Absicht vorschwebte, die schon deutsche Dichter und Maler in ihren Werken leitete, wenn sie wie die Altmeister oder sein großer Landsmann Hans Thoma das Weihnachtserlebnis ins heimlich Bodenständige zu übertragen versuchten. „Der lateinische Messetext soll unter-

mal werden von alten lieben deutschen Weihnachtsliedern, die ungefähr die gleichen Gedanken ausdrücken, wie der darüber erklingende lateinische Messetext.“ So zeichnet sie sich durch besondere Gemühtiefe und alemannische Fabulierfreudigkeit im tonmalerischen Element aus, was besonders in ihrem durchsichtig und dezent gearbeiteten orchestralen Gewand noch deutlicher im thematischen Gefüge des oft selbständig laufenden Chor- und Orchestersatzes zur Geltung kommt, als bei bestregistrierter Orgelbegleitung. Des Kontrastes wegen und um den festlichen Charakter seiner „Laudate Dominum“ noch zu steigern, fügte er auch hier nachträglich dem Orgelpart aus seiner in der Zwischenzeit in reicher Erfahrung entwickelten Instrumentierungskunst eine höchst wirksame orchestrale Untermalung hinzu, die den Stimmungsgehalt vertiefte.

Wer diese Messen am Orte seiner Wirksamkeit öfters hört, findet immer neue Schönheiten, wenn die Partitur so vollkommen wie beim diesjährigen Weihnachtsfest ins Klangbild unter Leitung des Komponisten umgesetzt wird. Dazu bedarf es aber auch eines so freudig mitgehenden Chor- und Orchesterkörpers, wie ihn Waßmer in langen Jahren herangezogen hat. Sein rund 100-köpfiger gemischter Vokalkörper teilt sich hälftig in Männer- und Frauenstimmen, so daß das Klangvolumen sowohl im Forte wie im pp als ideal zu bezeichnen ist. Er hat seinen Chor fest in der Hand ohne ängstliche Probenarbeit. Steht der „Maestro“ vor seiner ihm treu ergebenen Sängerschar, so überträgt sich seine markante, oft von starker schöpferischer Intuition des Augenblickes erfüllte Dirigentenart, und man erlebt dann die breitangelegten mitreißenden Steigerungen, wie die dazu kontrastierenden zart verklingenden pp. Selbstredend verleitet ihn sein Temperament hin und wieder auch zu Tempoubertreibungen und -verschleppungen. Er wäre kein echter Alemanne, wenn es seine Vorgesetzten immer leicht mit ihm gehabt hätten. Doch das Eigenrecht jedes schöpferischen Menschen ist seine unantastbare künstlerische Individualität. Genormte Zeitgenossen haben wir genug! So kann er aufgeschlossen heiter, aber auch herzlich grob sein. Es ist eine Erholung, bei einem „Schöppli Wie“ in seinem heimeligen Musikzimmer, wo Landschaftsbilder seines heimatlichen Hochtals von den Wänden grüßen, mit ihm „fachzusimpeln“ und ernsten und schnurrigen Anekdoten seiner sanktbläserner Jugendzeit zuzuhören oder in Schwarzwälderart mit ihm zu „spintisieren“. In seiner Urwüchsigkeit und Geradheit in Lebensstil und Sprache, in seiner handwerklichen Gediegenheit lebt in ihm etwas von Hans Sachs'scher Art. Drum sei ihm auch aus Goethes „Hans Sachsens poetische Sendung“ das Schlußwort zugerufen:

„In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
das seinen Meister je verkannt.“

F.D.

Hunnen im Albtal?

Als um das Jahr 1900 in allen badischen Gemeinden die heutigen Gemeindegelbe eingeführt wurden, drängte die kleine Gemeinde Etzenrot energisch auf die Verwendung ihres alten Ortswappens. Es zeigte auf rotem Grunde die Sichel des Mondes, ein hübsches Symbol, weil diese goldene Mondsichel ziemlich genau der sanften Krümmung im Zug des Straßendorfes entspricht. Es war aber nicht diese Übereinstimmung mit der Dorfanlage, welche die Etzenroter auf der Verwendung ihres alten Ortsschildes beharren ließ. Sie hatten dafür einen anderen, ganz erstaunlichen und absonderlichen Grund:

Sie behaupteten nämlich, der Ursprung ihres Dorfes ginge auf eine Gründung des Hunnenkönigs Etzel zurück, der als Mongole eine rote Fahne mit einem goldenen Halbmond geführt habe. Tatsächlich steht es geschichtlich fest, daß Attila mit seinen räuberischen Reiterscharen die Lande an Donau und Rhein überschwemmt hatte, ehe er in der mörderischen Schlacht auf den Katalaunischen Feldern besiegt und aus Westeuropa vertrieben wurde. Welch reicher Sagenkranz hat sich um diese welthistorische Auseinandersetzung gebildet, wie lebhaft hat sich die stets fruchtbare Phantasie des Volkes mit diesem ersten Zusammenprall zwi-

schen Ost und West beschäftigt. So mutet nach der großartigen Völkerwanderungstragödie des Nibelungenliedes dieser Etzenroter Volksglaube fast wie ein Satyrspiel an.

Indessen fehlen die Beweise für diese kühne Behauptung gänzlich. Mannigfach sind zwar die Namen in der Landschaft rings um das idyllische Dörfchen, welche uns tief in die ältesten vorchristlichen Zeiten zurückführen. Da erglänzt in der Stille des Reichenbacher Waldes der unbewegte Spiegel des verträumten Odenbrunnens, im benachbarten Waldstück „Heidenrain“ stoßen wir auf die Überreste eines römischen Bauwerks und längs der Bahnlinie Busenbach—Reichenbach eilt in munteren Sprüngen das Hetzelbächlein — wem fiel nicht wieder die Ähnlichkeit mit dem Namen des Hunnenkönigs auf — der nahen Alb zu. Spuren längs vergangener Zeiten begegnen uns überall, von den Dammresten der alten römischen Heerstraße bis zum Dorf Spielberg, das seinen Namen vom lateinischen „specula“ — dem römischen Wachturm auf beherrschender Höhe — herleitet. Da mußte der Volksglaube unablässig Nahrung finden, und es kann nicht verwundern, wenn sich auf solchem Boden Geschichte und Sage unentwirrt verweben.

Nur die alten Urkunden reden eine nüchterne Sprache. Sie melden nichts mehr von Römern oder Hunnen, um so mehr aber von Schenkungen und Verpfändungen, von Ländertausch und Stiftungen zwischen Klöstern und adeligen Grundherren. Als Eberzenrode weisen sie

erstmalig im Jahre 1292 das kleine Dörfchen aus, als Rodungssiedlung, welche der Bauer dem undurchdringlichen Walde abgerungen hatte — erkämpftes Ackerland, von dem auch die Namen Pfaffenrot, Rotensol und Metzlinshawand Kunde geben. Oft schlug im Laufe der Jahrhunderte der Lärm des Krieges in das stille Tal. Not und Bedrängnis wechselten mit erträglichen Zeiten. Der Wald wich unterdessen immer weiter vor den Menschen zurück, das wilde Gebirgswasser der Alb wurde zum zahmen Bach, der Mühlen treibt, Sägewerke und Fabriken.

Ewig gleich blieb nur das Kommen und Gehen der Geschlechter, der Lauf des menschlichen Lebens. Auch die „Heidenhöler“ — wie man die Etzenroter, vielleicht in Erinnerung an ihre selbst gewählte mongolische Abkunft, noch heute nennt — schlagen sich noch immer mit den Freuden und Leiden des Lebens herum wie ihre Vorfahren. Karg ist der Boden, die Ackerfläche ist klein und Morgen um Morgen ziehen Männer und Frauen hinab zum Bahnhof der Albtalbahn, die sie an ihre Arbeitsstätten in der Spinnerei, in Ettlingen oder in Karlsruhe bringt.

Nur die Alten erzählen gelegentlich den erstaunt lauschenden Enkeln die seltsame, märchenhafte Geschichte vom Hunnenkönig Etzel und seinen wilden Scharen und vom Halbmond in der blutroten Fahne — die Sage, die niemand beweisen kann und die der Glaube des Volkes doch allen Akten und Urkunden zum Trotz lebendig erhalten hat. (H.L.Z.)

Die alte Eiche von Schluttenbach



Ein bekanntes Altertum unserer Gemarkung stellte eine Rieseneiche dar, über die 1890 in den „Karlsruher Nachrichten“ ein Aufsatz von K. L. Bauer erschienen ist. Diesem Aufsatz sei folgendes entnommen: Die sogenannte Schluttenbacher Eiche, welche ihrer Stärke wegen in der Umgegend allbekannt war und verehrt wurde, stand am Saume des Gemeindewaldes von Schluttenbach, etwa 250 Schritte vom Rathaus, westlich des nach dem Rimmelsbacher Hof führenden Weges. Die Pflanzung dieser Eiche erfolgte wohl um das Jahr 1000 und wahrscheinlich früher als die Gründung des Weilers Schluttenbach. 1844 wurde der Wunderbaum von Wasser- und Straßenbauinspektor Keller nach der Natur gezeichnet. In 3,60 m Höhe hatte diese Eiche einen Umfang von 9,60 m. Der ganze Umfang zunächst der Erde mag mindestens 16,80 m betragen haben. Dieser merkwürdige Baum war vom Boden aus bis an die Wurzel so hohl, daß der unterste Teil des Stammes mit der Rinde nur noch aus einer dünnen Schale bestand. Die Höhlung war so groß, daß 15 bis 20 erwachsene Personen sich ganz bequem darin bewegen konnten. 52 Schüler des Lehrerseminars Ettlingen, die einen Ausflug zur alten Eiche machten, sangen darin einen Chor. Als einmal das Rathaus reparaturbedürftig war, wurden sogar einige Gemeinderatssitzungen darin abgehalten. Später schlug ein Dorfschuhmacher darin seine Werkstätte auf. Am Christi-Himmelfahrtstag 1847 brach die ehrwürdige Eiche ohne weitere Veranlassung wohl aus Altersschwäche zusammen. In gesundem Zustand mag sie 36 Klafter Holz enthalten haben. Am 9. April 1890 hat die Gemeinde Schluttenbach an der Stelle ihres ehemaligen Kleinods ein junges Eichenbäumchen gepflanzt. Bilder von der wohl 800-jährigen Eiche befanden sich im Schulhaus und im Gasthaus zum Hirsch. Leider sind beide Bilder schon seit längerer Zeit verschwunden und konnten trotz eifrigster Nachforschungen nicht ermittelt werden.

Nachdruck nur mit Erlaubnis der Herausgeber. Verlag der Ettlinger Zeitung. Druck: A. Graf, Ettlingen.
Einzelnummer 10 Pf. Jahresbezug 1.— DM zuzüglich Porto.